





Nr. 219.

Dienstag, den 19. September 1905.

20. Jahrgang

Morich.

Roman von Friedrich Jacobsen.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Joseph fühlte sich unschuldig, und es mußte eine Lebensangabe für ihn werden, den Irrthum seines Richterspruchs nachzuweisen; wer es aber vorzieht, die Flucht zu ergreifen, anstatt mit den Waffen des Gesetzes sein Recht zu erlämpfen, der hat die Flinte ins Korn geworfen, und der Geschworene, dem vielleicht später ein Zweifel über seinen Wahrspruch aufsteigt, hat eine geruhlsame Nacht, wenn die Kunde von der Flucht zu seinen Ohren dringt.

Entrinnen ist Gesteht.

Denn sie wissen es nicht, wie einem Unschuldigen hinter den Mauern des Buchthauses zynisch ist. Aber dennoch — Joseph fühlte in dieser Stunde, wo er eine große Einsamkeit durchwanderte, daß der dem Menschen angeborene Drang nach Freiheit ihn niemals unwiderstehlich gezwungen haben würde, das Los eines Geächteten auf sich zu nehmen.

Er war eine passive Natur, er konnte dulden, und schließlich gingen drei Lebensjahre auch ihrem Ende entgegen; jenseits der Buchthausstür aber stand die Hoffnung auf ein neues Leben und auf die Möglichkeit einer Rechtfertigung.

Aber jener Mann, der ein Dämon für den Genossen geworden war, der mit seiner großen Energie und Menschenverachtung die Geister bezwang — der trug allein die Schuld an dieser thörichten, unbedachten und in ihren letzten Folgen verderblichen Flucht, und der Schwächere hatte sich ihm willenlos untergeordnet.

Alle einzelnen Momente des Befreiungswerkes, von der ersten heimlichen Mittheilung des Gedankens bis zu dem letzten Sprung von der Mauer in den Festungsgraben gingen heute mit lebendiger Kraft an Josephs Seele vorüber — heute, wo dieselbe Erdscholle ihn und seinen Gefährten trug.

Mit Klopfen an der Zellenwand hatte es begonnen — mitten in der Nacht, wo alles schlief. Sechsmal Klopfen, dann Pause; elfmal Klopfen, dann wieder Pause — so ging es weiter mit sechs Pausen, dann war es stille. Joseph hatte den Rest der Nacht für sich, um der Bedeutung dieser Zeichen nachzugraben, und er fand sehr bald, daß jede Zahl die Stellung eines Buchstabens im Alphabet bedeuten müsse.

Das ganze Wort hieß: „Flucht“.

In der nächsten Nacht klopfte er selbst auf dieselbe Weise: „Nein“.

Dann kam die dritte Nacht, und wieder Klang von drüben das leise Rufen:

„Freiheit!“

Es war nicht mehr das gefährliche Mittel, sondern das lockende Ziel, und Joseph hatte einen langen Tag Zeit, dieses eine wunderbare Wort in sich zu bewegen.

Die vierte Nacht antwortete er mit „Ja“ — der Psychologe drüben hinter der Wand hatte recht behalten.

Dann kamen die Fingerzeichen an die Reihe, wenn sie einander zufällig auf dem Hofe des Buchthauses in der Freistunde begegnete: der Hinweis auf jene Stelle, wo man über die

Mauer gelangen konnte, die Bezeichnung jenes Wärters, der am lässigsten in der Wachsamkeit war.

Zuletzt brachte Franz Schubert es zu Stande, daß sie beide in der Kanzlei Schreibarbeit bekamen. Die Kaffiber flogen nur so hin und her. Joseph hatte bald den ganzen Plan in Händen, und wenn er sich sträubte, dann kam der Restrain:

„Ich sterbe ohne die Freiheit, aber du mußt mit, denn ich trage die Schuld an deinem Los!“

Der eine war wie Wachs in den Händen des anderen geworden, und als die Flucht endlich zur Ausführung kam und Joseph auf halbem Wege umkehren wollte, da hatte Franz das Brecheisen drohend gegen ihn aufgehoben, und diese Sekunde war für ihre Freiheit entscheidend geworden.

Joseph hatte auf seiner Wanderung nach Hörnum einen Platz erreicht, der so öde und einsam war, daß man sich vorstellen konnte, es habe noch niemals eines Menschen Fuß diese Stelle betreten.

Zwischen den ringsum aufstrebenden Dünen senkte sich der mit Moor untermischte Seideboden zu einer Mulde in die Erde, und an seiner niedrigsten Stelle trat eine Lache brackigen Wassers ans Licht: es wuchs am Rande dieses Tümpels etwas Schilf, und die im Winde rauschenden Blätter gaben ihm den Anschein einer Tiefe, die er in Wirklichkeit nicht besaß.

Wer aber lebensmüde hierher kam, der mochte sich durch das schwarze Wasser täuschen lassen und den Versuch des Untertauchens machen — bis er innerwird, daß ein Verschwinden nicht so leicht ist, und daß der Mensch gutthut zu warten, daß andere Hände ihm ein Grab graben.

Joseph setzte sich auf einen Stein und vergrub den Kopf in die Hände.

War es denn wirklich der Mühe werth, die Probe des Verschwindens immer und immer wieder vorzunehmen, bis endlich in dem Moment der größten Vorsicht der lächerlichste Zufall eine Entdeckung herbeiführte? Wogen die drei Jahre Gefängnismauern die Angst eines ganzen Lebens auf, das tägliche und stündliche Mißtrauen gegen jeden Blick, der auf uns ruht, gegen jede Hand, die unsern Arm berührt, gegen jedes eigene unbedachte Wort?

Vielleicht war es am besten, dem Verfolger entgegenzugehen und die Hand den Fesseln darzubieten, anstatt immer und ewig den Kopf über die Schulter zu wenden; wissen wir doch, wie es uns als Kindern so oft erging, wenn wir Haschen spielten — der Athem des Verfolgers leuchtete in unserem Nacken, es überlief uns ein sonderbares Gefühl, und wir blieben stehen, um uns haschen zu lassen.

Hinter der nächsten Düne quoll eine Rauchwolke auf; es war schon der Zug von Westerland nach Hörnum, und es wurde fraglich, ob der Fußgänger noch das Schiff erreichen konnte.

Joseph erhob sich wieder und wendete nunmehr seine Schritte dem Wahnkörper zu; dort lag für ihn der gerade Weg, und er beschloß, demselben zu folgen.

Es sollte eine Frage an das Schicksal sein, wie schwankende Menschen sie bisweilen in ihrer Haltlosigkeit gern stellen; wenn das Schiff bei seiner Ankunft noch an der Brücke lag, dann wollte er an Bord gehen und in Hamburg das Weitere überlegen; wo nicht, dann war vielleicht der Moment gekommen, wo er seine Hände für die Fesseln ausstreckte.

Er ging weder schnell noch langsam und zählte nur noch rasch die Bohlen unter seinen Füßen, auf denen das Schienengleis ruhte; wenn jetzt ein Zug entgegenschien, dann war es auch einerlei, aber dabei wußte er doch ganz genau, daß es nicht der Fall sein konnte. —

Ein rothes Ziegelbad. —

In diesem Sandmeer machte das einen seltsamen Eindruck man konnte höchstens erwarten, auf eine Schiffshütte zu stoßen oder auf das Bild einer vorgeschobenen Arbeiterkolonne; aber der Bahnhof lag elegant und modern auf einem geebneten Stück Heideboden, dafür aber so absolut einsam, daß man seine ausschließliche Bestimmung für die kurzen Sommermonate unschwer erkennen konnte.

Im Winter wurden wohl Fenster und Thüren mit Brettern verschlagen, und die Wöwe allein slog um den einsamen Bau.

Hundert Schritte entfernt lag die Schiffsbrücke, wo der Hamburger Dampfer anzulegen pflegte; sie war leer, und der Zug rangierte langsam für die Rückfahrt — draußen, kaum hundert Meter vom Strande entfernt, wendete das Schiff seinen Bug gegen die Nordsee; es war für heute zu spät.

Die Reisenden, welche mitgekommen waren, hatten bereits ihre Plätze im Zug eingenommen; nur ein einzelner Mann ging langsam auf der Rampe hin und her, als ob er auf irgend etwas wartete; er trug eine dunkelgrüne Uniform, Helm, Säbel und Revolver. — Joseph sah, daß es ein Gendarm war, vielleicht der einzige, den die Insel besaß.

Und nun war die Sache ungeheuer einfach und fast lächerlich bequem; der Flüchtling, der sein Schicksal in die Hand des Zufalls hatte legen wollen, brauchte nur hinzutreten und zu sagen:

„Ich werde stückweislich verfolgt, ich bin ein entsprungener Sträfling, nehmen Sie mich fest.“

Joseph zögerte.

Wenn dieser Mann des Befehles wirklich auf ihn wartete, dann blieb in der That gar nichts weiter übrig, als den bereits halb und halb gefassten Voratz auszuführen; die nächsten Dünen lagen ziemlich weit entfernt, und ein einziger Griff nach dem Revolver hemmte die Flucht.

Der Gendarm kam näher und blieb vor Joseph stehen.

„Sie wollten wohl mit dem Schiff?“ sagte er und warf einen Blick auf den Rang. „Warum haben Sie denn nicht den Zug bemerkt?“

Der Verdacht, daß jener kein Geld für die Fahrt besitze, daß er ein Stromer ohne Beschäftigung und Legitimation sei, stand ziemlich deutlich in den Augen des Sicherheitsbeamten zu lesen; es bedurfte nur einer anweihenden oder trohigen Antwort, um die Frage nach den Papieren hervorzurufen, und dann — Joseph lächelte — er fühlte, daß er in diesem Moment lächeln mußte.

„Ich durchstreife nur die Insel und habe Proviant mitgenommen,“ entgegnete er, „aber ich sehe, daß der Bahnhof eine Restauration hat.“

„Gewiß, mein Herr, die ist sogar sehr gut.“

Der Beamte hatte das Interesse an dem Fremden verloren; der Mann sah ja nicht gerade elegant aus, aber auch nicht schäbig, und Badegäste durften nicht belästigt werden.

Einige Minuten später fuhr der Zug nach Westerland ab, und die Rampe des Bahnhofs lag wieder einsam wie vorher; auch der Gendarm hatte sich den zugereisten Fremden angeschlossen, es war ihm doch wohl zu bde auf diesem alleräußersten Vorposten der Zivilisation, und er durfte sicher sein, daß sich kein Bettler hier verirrt, um zwischen den Dünen haussieren zu gehen.

Joseph athmete auf.

Solange jene tiefgebetteten Moorthäler seinen Blick eingeschränkt hatten, war ihm die Seele wie mit Ketten belastet gewesen, und er würde auch seinen Leib willig den Fesseln dargeboten haben; nun stand er an einer Stelle, wo der Westwind scharf um die Spitze der Insel fuhr und die Wellen eines großen Meeres herantrieb.

Das war Leben und Freiheit, und die Brust wurde dabei unendlich weit; im Gegensatz zu dieser schrankenlosen Ferne bedeuteten die Mauern eines Kerkers den Tod, und nur ein Narr konnte freiwillig den Kampf um das Dasein aufgeben und sich stumm zwischen einem Haufen von Steinen begraben lassen!

Nebrigens waren auch hier die Spuren des Todes verstreut.

Der Sohn des Südens stand zum erstenmal in seinem Leben an einer Stelle, wo Sturm und Wasser, die gewaltigsten Kräfte der Natur, die Alleinherrschaft an sich gerissen hatten; drüben am Strande von Westerland räumten fleißige Menschenhände alles hinweg, was an Seenoth mahnen konnte, und jenseits in dem zahmen Watt lag höchstens das modernde Gerippe eines aufgegebenen Fischerbootes.

Hier aber, an der Stirn des Landes, sammelten sich die Bagabunden des Ozeans.

Joseph ging am Strand entlang und sah die Wetterfahne des Bahnhofes hinter den Dünen verschwinden. Er stieß auf einen rostigen Schiffsanker, der sich tief in den Sand hineingewühlt hatte und dessen gesprengte Kette davon Zeugniß ablegte, daß Eisen in der Brandung wie Glas zerbricht; er sah die Spitze eines Mastbaumes, die so hoch zwischen den Dünen lag, daß nur Miesenkraft sie dorthin geschleudert haben konnten, und er fand Schiffsplanken, deren mächtige Schrauben dazu bestimmt schienen, das zähe Holz für eine Ewigkeit zusammenzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein stummes Opfer.

Erzählung von Robert Kraft

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als der Offizier wieder die Augen öffnete, lag er in einem bequemen Bett und sah sich in einem Zimmer, das seiner Ausstattung nach einem wohlhabenden indischen Hause angehörte. Eben huschte eine weibliche Gestalt zur Thür hinaus. Neben ihm stand ein ältscher Indier, in Kleidung und Sprache den vornehmen Mann verrathend.

Des Offiziers erste Frage galt seinem treuen Diener.

„Auch er ist wohlverpflegt,“ war die Antwort, „und wird dem Leben erhalten bleiben. Du bist bei Freunden, Sahib, dies Haus und alles was darin ist, steht zu Deiner Verfügung. Ich und meine Familie werden Dich wie meinen Sohn pflegen.“

Noch waren keine zwei Stunden vergangen, als schon der Regimentsarzt und zwei befreundete Offiziere vor seinem Bett standen. Der Indier hatte sofort einen reitenden Boten ins Lager geschickt. Die Untersuchung ergab tüchtige Fleischwunden, welche ehrenvolle Marken zu hinterlassen versprochen, und einen Armbruch. Wenn sich der Patient geduldig den ärztlichen Maßregeln füge, könne er vielleicht in vier Wochen das Bett verlassen, an einen Transport nach dem Quartier sei jetzt noch nicht zu denken; so lautete das Urtheil des Arztes.

Der Herr des Hauses, in dem Stuart Aufnahme gefunden hatte, war ein Brahmane, der in stiller Zurückgezogenheit seine Tage verlebte. Er haßte die Engländer als die fremden Herren, war aber ein edler Mann und sah jetzt in dem Verwundeten nicht den englischen Offizier, sondern nur den hilfsbedürftigen Menschen.

Wie der Arzt vorhergesagt hatte, verging ein Monat, ehe Stuart fähig war, nach Gwalior zurückzukehren. Obgleich dieser sich in Gewohnheiten oder in der Kleidung von den anderen Brahmanen nicht unterschied, war er ihnen doch an Bildung weit überlegen, und seine Frau und Tochter bewegten sich im Hause völlig ungebunden. So kam es, daß Stuart selbst das liebreizende Anlitz der Brahmantochter sah — zu ihrem Unglück.

Kuntis Hautfarbe war nicht dunkler als die einer Spanierin, und sie verband mit der sanften Anmut des indischen Weibes die Entschlossenheit und den Mut eines Mannes.

Es war das erstemal, daß Kunti mit einem Europäer verkehrte, und nur aus englischen Büchern, die ihr der Vater in vorsichtiger Auswahl zur Verfügung stellte, hatte sie etwas über europäische Verhältnisse erfahren. Man hatte ihr von dem zartesten Kindesalter an eingeprägt, die Engländer zu hassen als Unterdrücker und Feinde ihres Heimatlandes.

In Kuntis Phantasie war ein englischer Soldat ein roher, stolzer Mann, Frauen gegenüber hart und anmaßend, und mit ebenso häßlichen Leidenschaften im Frieden als furchtbar im Kampfe.

Beim ersten Anblick des verwundeten Offiziers war sie entsetzt gewesen, dann hatte das Mitleid die Oberhand gewonnen. Was war denn an diesem Manne mit dem männlichen Antlitz Hassenswerthes zu finden? Gleich und leblos wie er jetzt dalag, konnte er ihr weder roh noch anmaßend begegnen; aber nein, er erröthete ja selbst und wurde verlegen, als er sie sah. Ihr Vater hätte ihr nicht zu befehlen brauchen, den Engländer zu pflegen, weil er hilfsbedürftig

jet und ein indisches Dorf von dem Tiger befreit habe, so hat es schon aus eigenem Vergnügen.

Und Malcolm Stuart?

Wenn man an einer schweren Wunde hilflos und schwach auf dem Bett liegt, da wird man plötzlich ein anderer Mensch, da wird der Wildeste und Ungezügteste sanft. Man hat Zeit zum Grübeln, man stellt Betrachtungen an, man findet mit einemmal, wie schön doch die Staubfäden einer Blume sind, wie zierlich doch die Flügelchen puht — alles Sachen, die man hätte schon längst beobachten können; aber erst jetzt kommen sie zum Bewußtsein und man wundert sich über seine bisherige Blindheit.

So entdeckte auch Stuart plötzlich, wie schön doch die Geichter dieser bisher von ihm verachteten indischen Frauen seien, wie klein, zart und rund die Hand, wie fein das Näschgen, wie sammetweich die bräunliche Haut, wie seidenweich die langen Wimpern der dunklen Augen. Alle diese Entdeckungen hielt er für wunderbar; er war unsäglich glücklich und wünschte sich nur, daß er immer so liegen und von Kunti gepflegt werden könne. Der Besuch des Arztes und seiner Freunde wurde ihm störend, er erwartete die Minute, wo sie sich entfernten und Kunti wieder hereinkäme.

So vergingen zwei Wochen, und keins von beiden hatte noch von Liebe gesprochen. Aber was half das Schweigen des Mundes? Als ob der leise Druck, mit welchem Stuart der Pflegerin die Tasse aus der Hand nahm, als ob die Blumen, welche Kunti jeden Morgen unter Erröten auf sein Bett legte, die zärtlichen Blicke, die einander begegneten, der nachfolgende Augennieberschlag, das Suchen der Hände, das zufällige Streifen des Haars — als ob dies nicht alles ebenso deutlich wie Worte gesprochen hätte! Und aus den Mienen und Blicken wurden endlich doch Worte, die Blumen brauchten nicht mehr als Vermittler der Küsse zwischen diesem und jenem Munde zu dienen.

Günstig war es für die Liebenden, daß die Mutter, die stets anwesend war, nicht englisch verstand. Natürlich übersehte ihr Kunti jedes Wort, das der Kranke sagte, und wiederum die Fragen der Mutter diesem — aber wie!

Wenn Kunti frühmorgens das Zimmer betrat und Stuart sagte: „Endlich! Ich habe den Augenblick nicht erwarten können, wo ich Dich, Herzallerliebste, sehe,“ so übersehte sie dies in: „Der Sahib wünscht, daß die Vorhänge geschlossen werden. Das Licht blendet ihn.“ Die Mutter führte den Wunsch aus — hinter ihrem Rücken ein verstoßener Händedruck! „Frage den Sahib,“ sagte dann die Mutter, „ob er jetzt etwas zu trinken wünscht.“ Diese Uebersetzung lautete: „Du Guter, Du Lieber; hast Du Dich so nach mir gesehnt?“ Und Stuart: „Ach, könntest Du die Mutter einmal entfernen, ich habe Dir etwas so Wichtiges mitzutheilen!“ Darauf übertrug Kunti dieses der Mutter ins Indische: „Der Sahib bittet Dich um eine Limonade, Du müdestest sie ihm aber selbst bereiten; Deine schmede ihm immer am angenehmsten.“

Für solches Lob ist auch eine indische Hausfrau nicht unempfindlich, die Mutter eilte hinaus, stolz, die Mischung am besten zu verstehen. Die beiden lauschten, bis der Schritt verklungen. Dann lag plötzlich Kunti auf den Knien vor dem Bett, nahm Stuart's Kopf in beide Hände, sie küßten sich und sagten sich gegenseitig die wichtige Mitteilung, die sie sich schon hundertmal gemacht hatten, daß sie sich liebten, und noch mehr als gestern.

Aber das Alleinsein wurde auch zu ernstern Gesprächen benutzt. Wie sollte sich die Zukunft der Liebenden gestalten? Traurig schüttelte Kunti den Kopf, wenn der junge, sorglose Offizier diese so hoffnungsvoll schilberte. Sie wußte wohl, daß ihre Liebe niemals vom Vater gebilligt werden würde, sie kannte sein Vorurteil gegen die Engländer nur zu genau, und sie merkte auch, wenn er dem Kranken seinen täglichen Besuch machte, daß er zu ihm als Gast wohl freundlich sprach, sich aber kalt gegen den Briten verhielt.

Der lebensfrohe Stuart teilte ihre Sorgen nicht, er sah die Zukunft in den rosigsten Farben. Fester Wille und vor allen Dingen treue Liebe sehen alles durch, und so zweifelte Stuart nicht, vom Vater das Jawort doch noch zu erlangen. Stieß er sich an der englischen Uniform — wohl, Stuart war bereit, sie auszugeben und auf seinen Besitzthümern als fleißiger Landwirt zu leben. Aus Liebe zu Kunti hätte er alles getan. In stiller Nachtstunde malte er sich das Glück aus, das er an ihrer Seite zu genießen hoffte. Kunti unterschied sich durch ihre Bildung von allen anderen indischen Frauen, die er bisher kennen gelernt, er konnte sie getrost in die vornehmen Kreise einführen, in welchen er verkehrte, und wie würde man Kuntis blendende Schönheit bewundern, die erst richtig zur Geltung kommen

würde, wenn sie ihr buntes indisches Gewand mit einer glänzenden Toilette vertauscht hätte.

Stuart wartete auf eine Gelegenheit, um sich dem Brahmanen zu erklären — und wartete vergebens. Er merkte nicht, daß Kunti selbst es war, welche jede Unterredung über diese Sache vereitelte. Die Zeit verging, Stuart nahm Abschied von dem gastfreundlichen Haus, ohne in der letzten Stunde mehr als einen liebevollen Blick mit Kunti wechseln zu können.

Etwa wieder einen Monat später war Stuart soweit hergestellt, daß er den Rücken eines Pferdes besteigen konnte. Sein erster Ritt brachte ihn in das Haus des Brahmanen. Zu seinem Mißvergnügen empfing ihn dieser sehr kühl und gestattete ihm nicht den Anblick der Damen. Beim Abschied endlich schaute Stuart deutlich heraus, wie unangenehm dem Brahmanen sein Besuch sei, ferner, daß er als Verwundeter wohl Gastfreundschaft gefunden hatte, daß aber jetzt ein vertraulicher Umgang mit der Familie nicht mehr gewünscht werde.

Am nächsten Tage schrieb der verliebte Offizier dem Brahmanen einen Brief, worin er ihn um die Hand seiner Tochter bat. Er sagte, daß er imstande sei, Kunti mit allem Luxus zu umgeben, den sie von Hause aus gewohnt, daß er sie glücklich zu machen hoffe, und seine Liebe zu ihr sei so groß, daß er beschlossen habe, den Militärdienst aufzugeben, um sich ganz ihr zu widmen.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Brahmane schrieb, daß seiner Ansicht nach die verschiedene Religion und der Unterschied der Abstammung ein unübersteigliches Hindernis für einen solchen Ehebund sei.

Aber Stuart war nicht der Mann, einen Entschluß fahren zu lassen, zu dessen Ausführung ihm sein Herz trieb. Liebesboten kann man für Geld ebensogut in Indien erhalten, als irgendwo anders, und so wanderten zwischen dem Lager und dem Haus des Brahmanen fortwährend Briefchen hin und her, die einen von einer kräftigen Männerhand geschrieben, die anderen mit zierlichen Schriftzügen bedeckt. Anfangs enthielten sie nur Schwüre von ewiger Liebe, nach und nach wurden die Stuarths dringlicher, und eines Tages fragte er zum erstenmal offen, ob sie bereit sei, auch ohne Einwilligung des Vaters ihm die Hand zu reichen.

Kunti sagte nach schwerem inneren Kampfe zu, und schon war alles aufs genaueste verabredet, als die erste Kunde von dem Ausstande in einer entfernten Garnison kam. In Barradpur hatte eine Empörung der eingeborenen Offiziere und Soldaten stattgefunden, aber in Gwalior fürchtete man nichts. Nadscha Sindia war der englischen Krone zu sehr ergeben.

Eines Tages kam ein atemloser Bote zu Stuart mit einem Briefe von Kunti. Sie schrieb in hastig hingeworfenen Zügen: „Hüte Dich, Malcolm, meine Brüder sind hier und führen mit dem Vater lange und heimliche Gespräche. Wir als Feinde Englands bekannte Männer gehen bei uns ein und aus. Wassen werden gesammelt und heimlich unter die Bauern verteilt. Unteroffiziere, die früher bei Euch gedient haben, exerzieren die Leute ein. Man hegt gegen mich Argwohn, ich werde bewacht. Erfahre ich mehr, versuche ich, es Dir mitzutheilen.“

Stuart zeigte das Schreiben sofort dem Oberst. Ungläubig lächelnd schüttelte dieser den Kopf und sagte: „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Warnung und werde meine Augen offen halten. Aber ich kann nicht anders glauben, als daß die junge Dame übertreibt oder sich irrt. Der Nadscha von Gwalior ist uns treu ergeben, für den bürgte ich mit meinem Kopf, und dasselbe möchte ich fast für jeden einzelnen unserer eingeborenen Offiziere tun. Doch natürlich, ich werde keine Vorsichtsmaßregel unterlassen.“

Schließlich gewann auch Stuart seine Sorglosigkeit wieder; neue Nachricht von Kunti kam nicht. Dieser blinde Glauben der Engländer an die Treue der eingeborenen Soldaten war daran schuld, daß der indische Ausstand so furchtbar wurde. Nicht weniger der englische Hochmut, der sich über die Stimmung der beherrschten Bevölkerung hinwegsetzen zu können glaubte. Dazu kam noch die Unwissenheit in Bezug auf indische Zustände. Das rückte sich schwer. Während von allen Seiten Berichte über entsetzliche Reheleien nach Gwalior einliefen, blieb dieses selbst ruhig, und so konnte man wirklich nicht an der Ergebnisse der eingeborenen Soldaten zweifeln. Endlich aber erfolgte auch hier die furchtbare Explosion.

Stuart war eines Abends spät aus dem Kasino in sein Quartier zurückgekehrt, als ihm ein Diener meldete, es warte

Terzett seit einigen Stunden auf ihn ein Weib, das ihn dringend zu sprechen wünsche. In der Meinung, es handle sich, wie so oft, um eine Bitte für einen zu bestrafenden Soldaten, rief Stuart in kurzem Tone her auf der Veranda hockenden Gestalt zu, hereinzukommen, und schraubte die Lampe höher. Zu seiner Ueberraschung schloß das Weib, einfach wie eine indische Bäuerin gekleidet, sorgfältig die Türflügel hinter sich, zog das Tuch vom Gesicht, und vor ihm stand Kunti.

„Ich fürchte, ich komme zu spät,“ rief sie hastig hervor, die Lieblosung des Ueberraschten abwehrend, „ich habe beinahe zwei Stunden auf Dich gewartet. Setze Dich, Malcolm, unsere Leute sind im Aufruhr. Um Mitternacht bricht er los — da!“ schrie sie plötzlich auf und umschlang den Geliebten, „zu spät! zu spät!“

Ein Kanonenschuß donnerte durch die stille Nacht. Wie versteinert stand Stuart da, er glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen. Der Kanonenschuß schienen alle Geister der Hölle entfesselt zu haben. Schüsse trachten aus allen Richtungen, Kommandos erschollen, das indische Kampfesgeschrei gellte. Stuart sprang auf die Veranda; eine Menge dunkler Gestalten hatten das Kasino umzingelt, in welchem noch fast alle Offiziere versammelt waren, andere stürzten auf die Mannschafsbarracken zu. Jetzt stürzte der Oberst im bloßen Kopf aus dem Kasino, eine Gewehrsalve knatterte — er sank mit zerschmettertem Schädel nieder.

„Setze Dich, Malcolm!“ flehte das Mädchen. „Du kannst hier nicht mehr helfen.“

Das sah Stuart selbst ein. Mit einem Sprunge stand er wieder in der Stube und griff nach Degen und Revolver. Sein Blick fiel auf Kunti.

„Und Du, Kunti? Bist Du hier in Sicherheit?“
„Nein, und wenn ich's wäre, — ich kenne keinen anderen Weg als den Deinen.“

Sie raunten beide Hand in Hand aus der Hintertür des Hauses durch ein kleines Buschwerk und längs des Walles weiter. Glücklicherweise führte ihr Weg immer weiter durch Wald, so daß sie auch im Scheine der jetzt auflodernden Barracken nicht gesehen werden konnten.

Vorläufig fühlte sich Stuart in Sicherheit, mäßigte seinen Lauf und ließ sich von Kunti erzählen. Sie hatte an diesem Morgen erlauscht, wie der Aufstand in Gwalior um Mitternacht mit dem Signalschuß losbrechen sollte. Alle indischen Soldaten beteiligten sich daran, nur Sindia war nicht in die Pläne der Verschwörer eingeweiht worden.

(Schluß folgt.)

Mein erster Roman.

„Sehen Sie sich! Sehen Sie sich!“ sagte der Chefredakteur mit dem lebenswürdigsten Lächeln. „Nicht auf diesen harten Stuhl! Nehmen Sie hier den bequemen Sessel! Vielleicht ein Glas Portwein gefällig? Und eine Havanna? So ist's recht. Ich kann gar nicht sagen, wie entzückt ich durch Ihren Besuch bin. Sie haben mir etwas mitgebracht. Ich seh's Ihrem Gesicht an.“ Das bei rief er sich vergnügt die Hände und sah mich erwartungsvoll durch die Gläser seiner goldenen Brille an. Ich sagte ja — einen ersten Roman philosophischen Inhalts.

„Ich wußte es ja. Ich wußte es ja!“ rief er Befriedigt. „Sie haben ihn doch bei sich, nicht wahr? Geben Sie her! Bitte, geben Sie ihn mir schnell!“

Ich überreichte ihm das Manuskript. Er nahm es mit beifälligem Nicken an sich und sagte:

„Sie möchten mir ein oder zwei Kapitel daraus vorlesen, nicht wahr? Ja, ja, tun Sie das! Ich habe eine ganze Menge Zeit, eine ganze Menge. Sie wollen nicht? Schön, schön. Wie lang ist der Roman?“

Ich sagte ihm, es wären vielleicht sechzigtausend Druckzeilen. Sein Gesicht verdüsterte sich. Er war augenscheinlich etwas enttäuscht.

„Das ist ein bißchen kurz, sehr kurz,“ meinte er. Ich bemerkte, ich könnte den Roman auf Wunsch noch etwas umarbeiten und länger machen. Er begann sich einen Augenblick und schüttelte dann energisch den Kopf.

„Nein, nein,“ rief er. „Ich habe ihn und möchte ihn nicht wieder aus den Händen geben, obschon ich ihn, unter uns gesagt, gern etwas länger gewünscht hätte. Und nun kommen wir zu einem delikaten Punkt; aber es hilft nichts, er muß besprochen werden. Ich meine Ihr Honorar.“

Es wurde ihm augenscheinlich schwer, ein so niedriges Element in das Gespräch einzuflechten. Er schämte sich und wurde ganz rot. Ich sagte ihm, da es mein erster Versuch wäre, —

würde ich sein in es Honorar beanspruchen. Ich würde schon ganz zufrieden sein, wenn ich für die Zeile zwanzig Pfennig bekommen könnte. Er sprang auf, warf mir einen bewundernden Blick zu und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Nein, nein, mein lieber junger Herr! Ich kann und darf nicht aus Ihrer Jugend, Ihrer Unerfahrenheit und Ihrer Großmut Nutzen zu ziehen suchen. Nein, ich würde die Nacht nicht schlafen können, wenn ich Ihnen weniger als dreißig Pfennig die Zeile gäbe. Soviel zahlen wir immer für die ersten Werke junger Anfänger. Und wann möchten Sie das Geld haben?“

Ich sagte, wenn ich einen Teil, vielleicht die Hälfte, in vier bis sechs Wochen oder so —

„Nein, nein, davon kann keine Rede sein,“ fiel er mir ins Wort. „Wir zahlen immer sofort bei Empfang des Manuskripts. Wenn Sie morgen vormittag so gegen elf Uhr wieder mit herankommen wollen, wird der Betrag an der Kasse für Sie bereit liegen. Sie wollen schon gehen? Können Sie nicht noch ein bißchen bleiben —, noch einige Minuten. Na, na, so eilig haben Sie's? Also dann auf Wiedersehen morgen vormittag, mein lieber junger Freund.“

Ich dankte ihm; er nahm meine beiden Hände und schüttelte sie, begleitete mich die Treppe hinunter und winkte mir mit der Hand Lebewohl zu, bis ich um die nächste Straßenecke verschwunden war.

Am nächsten Morgen, fünf Minuten vor elf — meine Eltern haben mich von frühester Kindheit an die Pflicht der Pünktlichkeit gelehrt, sprach ich in der Redaktion vor. Ich fragte den Bureaudiener, ob ich den Herrn Chefredakteur sprechen könne, ich hätte eine Verabredung mit ihm um elf Uhr.

Der Diener sah mich einen Augenblick an, ohne ein Wort zu sagen und führte mich dann in das Redaktionszimmer. „Der Herr Chefredakteur ist nicht hier,“ sagte er leise. Ich antwortete, ich würde warten, bis er käme.

„Das wird wohl keinen Zweck haben,“ meinte der Bureaudiener. „Sehen Sie, es war schon lange nicht mehr so ganz richtig mit ihm,“ dabei tippte er mit dem Zeigefinger auf die Stirne. „Heute morgen ist es zum Ausbruch gekommen. Vor einer halben Stunde haben sie ihn nach der Anstalt gebracht.“



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)